

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizer Spiegel
<b>Herausgeber:</b>	Guggenbühl und Huber
<b>Band:</b>	39 (1963-1964)
<b>Heft:</b>	11
<b>Artikel:</b>	Vor 50 Jahren : mit Trommel und Tragbahre : Impressionen eines Tambour
<b>Autor:</b>	Raeber, Johann
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-1073834">https://doi.org/10.5169/seals-1073834</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

*Vor 50 Jahren*

# Mit Trommel und Tragbahre

Impressionen eines Tambour

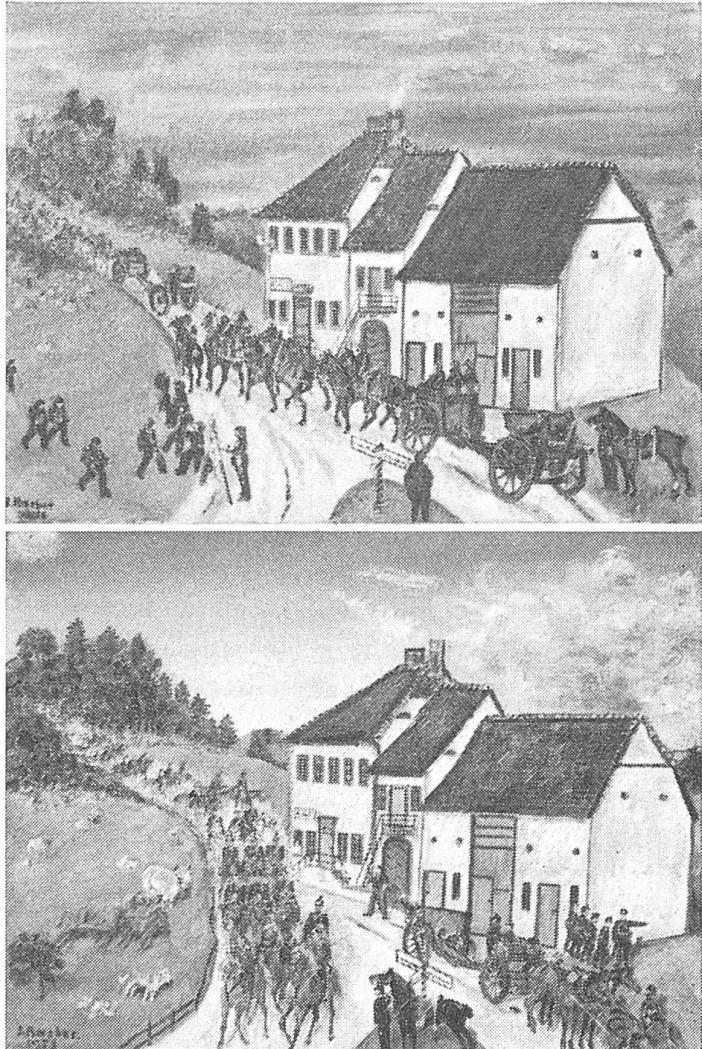
Von Johann Raeber

Die beiden Bilder – Ankunft und Abzug der Truppen beim historischen Wirtshaus von Les Rangiers – hat Johann Raeber selber gemalt.

Es war geschafft, am 18. Dezember 1913 wurde ich als eidgenössischer Militär-Tambour aus der Rekrutenschule entlassen. Die weißen Litzen an den Rockaufschlägen und die schöne glänzende Trommel haben mein jugendliches Selbstbewußtsein gewaltig. Schon freute ich mich auf den Wiederholungskurs im September 1914. Aber da verrechnete ich mich an der Weltlage.

Am 1. August bekam ich vom Sektionschef Befehl, mit ihm die Aufgebote in unserer Gemeinde Madiswil herum auszutrommeln. Gänsehaut zitterte über meinen Rücken, als ich die ersten Streiche zur «Samm lung» schlug. Vor sich hin starrend oder aufschreiend nahmen die um uns gescharten Frauen Kenntnis vom Aufgebot ihrer Eheliebsten auf morgen oder übermorgen. Was soll aus den Familien werden, aus den Kühen im Stall, wenn der Melker fehlt? Wer sorgt für Haus und Hof?

Mich traf das Aufgebot auf den 3. August. Um 6 Uhr morgens war der Bahnhofplatz von Madiswil



das reinste Heerlager. Der lange Zug vermochte uns kaum zu fassen. Bei der Abfahrt stand eine Front von Frauen und Kindern auf dem Platz, und in allen Farben wurden uns Tücher nachgeschwenkt. «In vier Wochen sind wir wieder daheim», schrien einige von uns. «Die heutige technische Ausrüstung der Heere bietet für rasche Erledigung eines Krieges Gewähr.» Aber oha lätz! Am Morgarten, bei Sempach usw. waren die Schlachten von Faust, Auge in Auge in wenigen Stunden, oft in einer Stunde entschieden. Mit mechanisierten Mordwaffen kann es hingegen Jahre gehen, bis die Parteien abgekämpft sind, bis Sieger und Besiegte gleichermaßen im Dreck liegen und den Schnauß für das Weiterleben wieder suchen müssen. Diesen Gedanken eines kleinen Militärtambour gab die Entwicklung leider recht.

Auf dem Korpssammelplatz herrschte ein furchtbare Durcheinander. Dragoner trabten auf, die Pferde rochelten und wieherten sich zu. Bauern marschierten mit ihren Pferden auf. Motoren kannte man

kaum. Das Pferd sollte sich durch spritzende Granaten den Bauch aufschlitzen lassen, mit heroischer Hingabe eines treuen Geschöpfes das Vaterland schützen helfen.

Gegen Mittag war Ordnung. Wir Tambouren wurden den Militärspielen angegliedert. Ein Militärarzt bemühte sich, uns zu erklären, wie man einen Verband anlegen soll, «wenn es Chügeli is Flaisch ine gsprützt isch». Kavallerie trabte ab, Richtung Grenze. Die Artillerie hatte mehr Mühe. Die Kumme und Sättel mußten den Tieren angepaßt werden, dann wurden die Gespanne zusammengestellt. Immer 6 Pferde an ein Geschütz.

### **«Tambouren verboten!»**

Unsere Regimenter waren nach Mittag marschbereit, Bataillonsfahnen entfaltet, Bataillons-Kommandant und Adjutant sowie der Bataillonsarzt vorn. Hinter ihnen, vor den Kompagnien, saßen die Häuptlinge auf den Pferden. Nach der Vereidigung waren wir uns der schweren Pflicht, die uns rief, bewußt. Dann kam der Befehl: «Bataillon achtung stett, vorwärts marsch!», und die glänzende Säbelspitze zeigte nach vorn. Der Trompeterwachtmeister schrie: «Tamboure!» Wir gaben den Ton zum Kriegsmarsch an: «Darrämte dädededäm...» donnerte es zwischen den Häusern. Dann ging die Trompete des Wachtmeisters hoch, ein Pfiff, und die Musik löste uns ab mit dem Marsch «Soldatenabschied».

Als die Stelle kam, wo die Melodie singt «mues i denn, mues i denn zum Städtle aus, und du mein Schatz...», schrie es aus dem der Straße entlang stehenden Spalier auf. Die Frauen verdeckten die tränenden Augen mit den Schürzen. Wir kamen uns schon wie Helden vor, und der Taktenschritt war hart und positiv.

Wir erwachten in der Einfahrt unseres Kantonne-Tage, bis wir den für uns bestimmten Grenzabschnitt übernehmen konnten. Die Füsiliere mußten den Ge-wehrgriff schmettern, bis sie beinahe das Bewußtsein verloren. Beim Exerzieren waren auch wir Tambouren dabei. Ein dicker Oberlieutenant hatte mich am ersten Abend gesehen, als ich mit einem Mädchen «fraternisierte». Das wollte er mir nun austreiben, indem er mich an das Ende des Zuges aufstellte, so daß ich beim Schwenken immer die doppelte Zugs-länge hin und her rennen mußte wie ein Floh auf der Gardinenstange. Hämisch fragte er mich am Abend:

«Isch dir jetz s Karisiere vergange?» Da haben wirs, der Krieg fängt schon bei uns Kleinen an.

Am 7. August wurden wir nach Sophières transpor-tiert. Beim Weitermarsch an die Grenze waren die Offiziere anscheinend in gedrückter Stimmung. Wir kübelten fröhlich drauf los, und das Spiel löste uns ab. Plötzlich Befehl von vorn: «Tambouren und Spiel verboten!» Also nicht unsere Tätigkeit, son-dern wir waren verboten. Still stolperte nun die Truppe bergwärts, Gamellen und Seitengewehre schepperten, mithin fluchte ein Füsiliere, denn die 120 schar-fen Patronen drückten auf den Rücken.

Im kleinen Dorf Develier war der Quartiermeister machtlos, denn bereits war eine fahrende Mitrailleur-kompagnie mit ihren 80 Pferden im Nest eingekehrt. In Heustöcken, und wo überall es ging, krochen wir unter. Morgens vier Uhr mußte ich Tagwacht schla-gen. Der Wirbel wollte nicht recht gelingen, denn die ganze Nacht hatte ein Kamerad auf meinem rechten Arm geschlafen. Wir mußten ausrücken, auf den Bürkisberg gings zum Schanzen. Die Weiden glichen bald einem mit Maulwurfshaufen bedeckten Gelände. Bald hatte ich Blatern an den Händen und konnte die Tagwache nicht mehr schlagen.

### **Not zuhause, schlechte Kost und kein Urlaub**

Ich meldete dies dem Feldweibel. Dieser erklärte, man sollte «die Kräfte rationieren». Die Bataillone waren astronomisch angewachsen, und die Feldpöster kamen ihrer Aufgabe nicht mehr nach, da die Truppe der Grenze entlang verteilt war. So mußte ich für eine Kompagnie den Postdienst übernehmen, und da lernte ich «Haus und Heer», das es damals offiziell noch nicht gab, kennen.

Je am 10. Tag erhielten die Soldaten ihre 7.50 Franken Sold. Bald wurden noch 50 Rappen abge-zogen «zur Verbesserung der Verpflegung». Davon, von besserem Essen, merkten wir allerdings nichts. Monatelang gab es mittags Spatz mit Suppe oder Suppe mit Spatz und am Abend Chabis, aus dem Wasser gezogen, und geschwellte Kartoffeln, manch-mal Käse zu Brot und Kaffee. Später erhielten wir hie und da Ragout von Rossen, die abgetan werden mußten. Diese hatte man am Anfang immer verlocht, bis wir reklamierten. Im Jura bekamen wir während vier Wochen nur graues, verdorbenes Brot!

Am Soldtag nun mußte ich an zirka 150 Mann Feldposteinzahlungsscheine austeilen, dann für sie

ausfüllen, denn sie schickten die sieben Fränkli heim an ihre Frau – für manchen unvorstellbar im Jahr 1964 mitten in der Geldschwemme. Aber es gab ja damals noch viel Not und keinen Lohnausgleich.

Im September wurden wir abgelöst, und der Ge-waltmarsch führte uns ins solothurnische Buchegg-berg. Dort war angeblich «Ruhestellung», mit täg-lich Tausenden von Gewehrgriffen, unheimlichem Drang unsererseits, uns zu drücken. Die Wirbel, die Fünfer- und Dreier- wie Neunerrufe auf dem Kal-fell krochen uns langsam die Nase herauf.

Ein über 30jähriger Kamerad erhielt eine De-pesche, seine Frau habe im Bezirksspital L. einem Knaben das Leben geschenkt. Tränen seitens des Vaters. Auf mein Anraten bat er beim Hauptmann um Urlaub. Nichts da, Divisionsbefehl, «Urlaubs-sperre». Der Weltkrieg hätte eben unterbrochen wer-den müssen, wenn ein schweizerischer Militärtam-bour, der seine Wiederholungskurse längst alle hin-ter sich gebracht hatte, für einige Tage seine Frau am Wochenbett besucht hätte.

## Das Theater

Eines Tages großer Türk auf Artillerie-Festung. Die Mannschaft muß mit einem Theater aufgeputscht werden, sonst wird sie melancholisch, sagte ein Major zu einem Hauptmann. Ich sollte es nicht hören.

Unsere Kompagnie ist Reserve. Das paßt unserem Draufgänger von Hauptmann nicht, er sitzt aufge-regt auf seinem 17jährigen Wallach, Fritz genannt. Die Schnurrbartspitzen des Hauptmanns zittern vor Tatendurst, in der Rechten hält er den Degen gesenkt.

Nun geht der Teufel los, Geknatter und Hurra-gebrüll, das Spiel setzt zum Sturmangriff an mit dem «Sempachermarsch». Der Gegner pülvert wie ver-rückt. Es gibt eine Stockung, unsere Kompagnie erhält den Befehl, anzugreifen. Pulverdampf kitzelt uns in den Nasen, und nun müssen wir ausgerechnet durch einen Runkelrübenacker ausbrechen und die ganze Ernte zum Teufel quetschen.

Wir zwei Tambouren torkeln also zwischen den Rüben hindurchzielend hinter der Kompagnie her, so daß wir nicht auch noch trommeln können. Links auf dem Feldherrenhügel schaut das «Rößlispiel» der Schlacht zu. Plötzlich löst sich ein Reiter aus der Gruppe, kommt auf uns zu galoppiert und sagt zu uns zwei kleinen Tambouren, wir sollten sofort auf den Hügel zum Herrn Oberst-Divisionär.

Der Mann vergaß im Eifer, uns den Befehl via un-seren Hauptmann zu erteilen, und wir glaubten den Oberst-Divisionär in Lebensgefahr und meldeten uns auch nicht ab. Keuchend kamen wir oben an und vergaßen ganz, daß wir daheim in Zivil genau gleich-wertige Geschöpfe sind wie diese hohen Herren, die uns verwundert anglotzten.

Der Adjutant meldete Herrn Wildbolz die beiden Tambouren, und dieser kam zu uns gestiefelt und schnauzte uns an, warum wir keinen Sturmangriff geschlagen hätten? Mein dienstälterer Kollege hatte den Schlotter. Ich antwortete, daß wir in der Rekru-tenschule nicht gelernt hätten, Sturmangriff durch einen Acker mit reifen Runkelrüben zu schlagen. Der hohe Herr wurde milder, wir könnten gehen, sagte er, sollten uns aber bewußt sein, zu was wir unsere «Safrankübel» bekommen hätten. – So nannte man die Trommeln manchmal wegen der Farbe des Mes-singzyinders.

Nun wars genug, ich stellte mich in erhöhte Ach-tungsstellung und sagte: «Herr Oberstdivisionär, das sind keine Safrankübel, das sind eidgenössische Or-donnanztrommeln!» Kehrt, abtreten!

Wir hatten das Pech, gerade unserem Hauptmann in die Arme zu laufen, der in einer Schar Offiziere den Hügel hinankeuchte. Seine zitternden Schnurr-bartspitzen und sein Anschnauzer sagten uns genug. Er war wütend, weil er nicht gemerkt hatte, daß seine Tambouren abgeschnappt worden waren und gefehlt hatten. Abends nach dem Hauptverlesen er-fuhren wir weiteres, nämlich, daß wir die traurigsten Militärtambouren auf der ganzen Welt seien und dafür beim ersten Sonntagsurlaub als Strafe die Kantonnemente zu hüten hätten.

Nun mußten wir, da Küchenchef, Feldweibel und Fourier auch im Kantonement blieben, Forellen fangen, Güggeli abmorksen und rupfen, dafür durf-ten wir am Festmahl teilnehmen. Emil war zum Fore-llelfang nicht zu gebrauchen, einmal klemmte ihn ein Krebs in den rechten Zeigfinger, später langte er einer dicken Kröte direkt in den Rachen. Aber beim Fraß half er gleichwohl mit, und der nahm, dank einem gewürzten Kaffee, gespendet vom Küchenchef, einen tragischen Verlauf.

Wir erwachten in der Einfahrt unseres Kantonne-ments erst abends 10 Uhr, als die Kameraden joh-lend und zu einem großen Teil angehetert einrück-ten. Mit einer «Grasbahre» habe uns ein Bauer heim-transportiert, sagte mir anderntags der Fourier.

## Postdienst im Winter

Nun gings wieder in den Jura, Gewaltmarsch, 60 Kilometer im Tag. Es war Winter geworden. Beim Postvertragen an der Grenze wurde ich beinahe von deutschen Ulanen geschnappt, als ich infolge eines menschlichen Röhrens auf momentan Wilhelmschem Boden meinem Geschäft nachging. Nur ein Sprung über die Lützel rettete mich im letzten Moment vor Kriegsgefangenschaft, eventuell Spionageverdacht.

An einem kalten Tag schlittelte ich fröhlich gegen Delsberg, als mein Wallach etwas nebenaus geriet, und die ganze eidgenössische Feldpost der 1. Kompanie des Bataillons 38 lag tief im Schnee und mußte von zwei Unteroffizieren, die daher kamen, wieder ins Leben gerufen werden. Der Wallach blieb schön fromm stehen, als er die Karambolage hinter sich gebracht hatte. Ich hatte viel Freude an dem lieben Gaul.

Um Weihnachten 1914 hörten wir unaufhörliches Donnern und Rollen aus dem Elsaß. Jede Partei wollte einen Durchbruch erzwingen, und wir waren in Alarmbereitschaft von früh bis in die Nacht. Mich dauerten die Pferde an den Geschützen, die schlotternd in der Winterkälte an den Fuhrwerken stehen mußten. Zwei brachen zusammen. Kreuzschlag.

In Bourignon hatte ich nach der Postverteilung kein Logis. Ein Gebirgsartillerist offerierte mir die Krippe vor seinem Esel. Ich hatte mich da morgens drei Uhr gerade hingelegt, als mich der bissige Esel in den Schädel klemmte und mir beinahe das rechte Ohr ausriß. Von da an logierte ich im Arrestlokal im Verein mit Wanzen.

## Kurze Freude

Die Spiele bekamen nun Schlagwerk, Pauke und Trommel. Ich wurde nach einer Prüfung als Spiel-tambour auserkoren und war in meinem Element.

Bei großer Kälte konnten die Trompeter nicht blasen, die Ventile froren ein, was dann ein findiger Offizier mit Rizinusöl aus der Welt oder den Trompeten schaffte. Wir konnten wieder spielen bis an die Grenze, wohin wir jede Woche eine Kompanie hin, die andere zurückbrachten. Wieder in der Reserve, gaben wir dann häufig Platzkonzerte.

Im Juni 1915 mußten wir, nachdem wir etwa drei Monate zuhause gewesen waren, wieder einrücken, und morgens drei Uhr schmetterten wir den Berner-

marsch durch Basel. Doch bald verunglückte unser Major mit seinem Pferd. Er wurde ersetzt durch einen Generalstabsoffizier, der kein Musikgehör hatte. Der Mann wollte jedem Tätel einen Schießprügel in die Hand geben und schickte die guten Trompeter, die aus den Kompanien dem Spiel zugeordnet waren, in die Einheit zurück.

Die Stimmung war teilweise sehr schlecht. Kompanien, die sich zu sehr schikaniert fühlten, standen am Morgen einfach nicht auf. Da waren dann die Offiziere machtlos. Schließlich gelang es mir, den Major zu überzeugen, daß er das Spiel wieder in ursprünglicher Stärke, das heißt auch mit den Trompetern und dem Tambour aus den Kompanien, erstehen ließ. Ins Manöver zog ich mit der Trommel und der Hälfte einer Tragbahre.

## Ein imponierender Kommandant

Oberstdivisionär Wildbolz hatte uns im Grund recht gegeben, als wir nicht durch den Runkelrübenacker trommeln wollten. Im folgenden Jahr inspirierte er einmal unsere Musik. Mir fiel auf, daß er immer zu uns, zum Schlagwerk, den Pauken und Trompeten hinschaute. Ich hatte furchtbar Angst, ich habe irgendwo einen Knopf nicht geschlossen.

Doch Wildbolz wandte sich an den Wachtmeister und sagte: «Losed Si, dä Tambour macht sich!» Dabei hatte er doch etwa 25 000 Untergebene.

Ein anderes Mal sah ich, wie eine Batterie mit Rossen und Geschützen an ihm vorbeidefilierte. Plötzlich sagte er: «Stop! Säb Handpfärd vom Mittelgspann im zweite Gschütz vo de Batterie 68 hed vorne rächts Straalfüüli!» Der Veterinär stellte daraufhin fest, daß tatsächlich eine noch kaum zu bemerkende, beginnende Strahlfäule vorlag. Wildbolz soll es an der Stellung des Ohres gemerkt haben. Jedenfalls impunierte dieses «Gspüri» der Truppe gewaltig.

Der Aktivdienst 1914/18 hinterließ viele schlechte Erinnerungen, aber mit der Zeit verblaßten diese ein wenig. Das Komische daran und die schönen Seiten jener Jahre und das Erhebende, das es auch gab, kristallisierte sich heraus. Schließlich ging es doch um die Verteidigung unseres Landes.

Einige Wochen vor dem Zweiten Weltkrieg hatte unser Bataillon eine Veteranenfeier. Ich schmetterte die Pauke. Ein junger Tambour wurde zugezogen: es war jener Sohn, bei dessen Geburt mein Kamerad 1914 keinen Urlaub erhalten hatte!